

Wolfgang Knöbl

Perspektiven der Gewaltforschung*

Der Titel legt nahe, es ginge im Folgenden darum, zukünftige theoretische oder empirische Forschungsthemen zu identifizieren, die bislang entweder kaum bearbeitet wurden oder deren weitere Bearbeitung zusätzliche Erkenntnisgewinne verspricht. Zwar wird auch davon noch die Rede sein, aber in erster Linie verfolge ich die Absicht, eine kritische Bestandsaufnahme der derzeitigen sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung vorzunehmen, indem ich frage, welche Ansätze sich schon in der Vergangenheit als problematisch erwiesen haben und von welchen somit wohl auch in Zukunft kaum Neues zu erwarten sein dürfte. Mein Text ist thesenartig gehalten und gliedert sich in mehrere Teile: Im ersten Teil zeichne ich einleitend die Frontlinien in der vor etwa 20 Jahren aufgebrochenen und mittlerweile gut bekannten Auseinandersetzung zwischen den sogenannten »Mainstreamern« und den sogenannten »Innovateuren« der Gewaltforschung nach, bevor ich zu diesem ganzen Komplex einige wissenschaftstheoretische Anmerkungen mache, mit denen ich dann zu den Themen des zweiten Teils überleite. In diesem zweiten Teil liegt der Schwerpunkt auf Theorieangeboten, die im Kontext der Gewaltforschung derzeit gemacht werden: Aufgrund einer Reihe aktueller Publikationen zu »Gewalträumen« gehe ich zunächst vergleichsweise ausführlich und kritisch auf diese Problematik ein, bevor ich mich anschließend den organisationssoziologischen Herangehensweisen an das Gewaltthema widme. Im letzten Teil lasse ich mich zunächst von der Beobachtung einer allzu häufigen und leichtfertigen Rede von »Eigendynamiken« und »Prozessen« in der Gewaltforschung irritieren, um schließlich am Ende meiner Ausführungen einige Linien für zukünftige Arbeiten zu skizzieren.

* Es handelt sich bei diesem Beitrag um die überarbeitete und ergänzte Fassung eines Vortrags, mit dem sich der Autor am 29. Oktober 2015 im Hamburger Institut für Sozialforschung als dessen neuer Direktor vorgestellt hat. Für die Hilfe bei der Literaturrecherche danke ich Christoph Fuchs.

Was heißt Gewalt erklären?

(1) Die gegen Ende der 1990er-Jahre einsetzende Kontroverse in der Gewaltforschung zwischen den Mainstreamern einerseits und den Innovateuren andererseits drehte sich um die Frage, ob Arbeiten, die nach sozialen und anderen *Ursachen* von Gewalt fragen, tatsächlich etwas Interessantes über das Phänomen der Gewalt aussagen können:¹ Was – so die Kritiker einer auf Ursachensuche fixierten Mainstream-Forschungstradition – lerne ich über Gewalt, wenn ich weiß, dass soziale Ungleichheit in Gesellschaften ein besserer Prädiktor für hohe Mordraten ist als etwa Armut, oder dass Männer zumeist gewalttätiger sind als Frauen? Und nicht zuletzt: Was lerne ich über den Holocaust, wenn ich weiß, dass die Täter Antisemiten waren, ihr handlungsleitendes Motiv also Judenhass war? Die Antwort: Nicht viel! Das diesbezügliche Argument der Innovateure der Gewaltforschung – vorgebracht etwa von dem 2013 verstorbenen Soziologen Trutz von Trotha, aber ausgebaut und verfeinert durch Jan Philipp Reemtsma und andere – lautete, dass das Rasonieren über Ursachen und Motive von Gewalt kaum Aufschluss gebe über das, was tatsächlich *im* Gewaltakt passiert. Pointiert ausgedrückt: Die Kritiker bemängelten, dass die traditionelle Gewaltforschung auf ihrer Suche nach den Ursachen *hinter* der Gewalt die Gewalt selbst und ihre spezifischen Merkmale, etwa ihre Anlasslosigkeit und Entgrenzung, aber auch ihre Situationsoffenheit, ignoriere.² Auf dieses von ihnen festgestellte Defizit reagierten Trutz von Trotha, Jan Philipp Reemtsma und andere mit einer doppelten Forderung. Zum einen, so argumentierten sie, müsse es darum gehen, einen genaueren, phänomenologischen Blick auf die Gewalt zu werfen, und zum anderen komme es darauf an, neben der zerstörerischen Wirkung auch die ordnungsstiftende Funktion der Gewalt stärker in den Blick zu nehmen.³ Trutz von Trotha, auf den ich mich hier exemplarisch beziehe, kleidete seine Kritik in die Behauptung, es gehe letztlich darum, anstatt der im Mainstream üblichen *Warum*-Fragen nun endlich *Wie*-Fragen zu stellen,⁴ also nicht zu fragen: »Warum kommt es zur Gewalt?«, sondern zu fragen: »Wie vollzieht sich Gewalt ganz konkret?« Auf diese Frage, und zwar in genau dieser Formulierung, werde ich noch

1 Einen guten Überblick bietet Peter Imbusch, »›Mainstreamer‹ versus ›Innovateure‹ der Gewaltforschung: Eine kuriose Debatte«, in: Wilhelm Heitmeyer / Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme*, Frankfurt am Main 2004, S. 125–148.

2 Trutz von Trotha, »Zur Soziologie der Gewalt«, in: ders. (Hg.), *Soziologie der Gewalt*, Wiesbaden 1997 (= Sonderheft 37 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*), S. 9–56, hier v. a. S. 18 ff. Ähnliche Argumente finden sich aber auch im internationalen Diskussionskontext, etwa bei Randall Collins, *Violence. A Micro-Sociological Theory*, Princeton, NJ/Oxford 2008, S. 337.

3 Trotha, »Zur Soziologie der Gewalt«, S. 20.

4 Ebd., S. 22.

zurückkommen. Hier sei zunächst nur vermerkt, dass der Vorstoß der Innovateure selbstverständlich nicht unerwidert blieb. Vor allem ein Gegenargument spielte dabei auf Seiten der Mainstreamer eine wichtige Rolle: Aus der von den Innovateuren vertretenen Ansicht, dass Gewalt oft ohne Sinnbezüge ausgeübt wird und häufig auch jeder Rechtfertigung entbehrt, folge ja keineswegs, dass *alle* Formen der Gewalt sinnlos seien, sondern eben nur *manche* Form der Gewalt.⁵ Aus dem Grund – so interpretiere ich etwa Peter Imbusch – gehe es auch nicht an, politische oder andere Motive *per se* aus der Gewaltforschung auszuschließen, wie das von den Innovateuren zu meist versucht werde. Imbusch hätte daher vermutlich auch seine Probleme mit folgender, von Jörg Baberowski vor einiger Zeit in einem Interview getätigten und hier konkret auf den Dschihadismus bezogenen Aussage: »Ich glaube nicht, dass das Töten leichter fällt, wenn man an irgendwas glaubt.«⁶ Baberowski, den man aufgrund dieser und anderer Aussagen wohl in der Gruppe der Innovateure zu verorten hat, zieht sich also in aller Radikalität aus Motiv- und Ideologiedebatten zurück, welche die Mainstreamer in der Gewaltforschung nach wie vor führen. Auch darauf wird noch zurückzukommen sein.

(2) Aber zunächst zu jener Redeweise, wonach es den Innovateuren nicht um *Warum*-, sondern um *Wie*-Fragen gehe. Trutz von Trotha hat diesen Punkt zwar sehr früh, aber leider auch nur kurz angerissen. Meines Wissens wurde die damit zusammenhängende Problematik im weiteren Verlauf der Auseinandersetzung weder von ihm noch von anderen Teilnehmern wieder aufgenommen und eingehender erörtert, obwohl man doch hier auf einen, wenn nicht gar *den* wissenschaftstheoretisch zentralen Kulminationspunkt der gesamten Debatte stößt, nämlich auf die Frage: Warum sind mittlerweile etliche Sozialwissenschaftler bereit, auf *Warum*-Fragen zu verzichten? Ein kurzer Ausflug in die Geschichte der Sozialwissenschaften kann hier weiterhelfen.

In meiner eigenen Disziplin, der Soziologie, gab es immer wieder Strömungen, die skeptisch waren gegenüber der Annahme, dass man menschliches Handeln am besten über Handlungsgründe und Motive erfassen könne, gerade so, als ob Handeln vor allem in der Verwirklichung präexistenter Motive, Ideen oder Werte bestünde. Das von den Vertretern dieser Strömung, etwa den amerikanischen Pragmatisten und den von ihnen beeinflussten Soziologen vorgebrachte Argument lautete, vereinfacht ausgedrückt, dass menschliches Handeln überwiegend unreflektiert und kontinuierlich vollzogen werde und die Akteure in der Regel erst dann (und nur dann!) auf klare Motive rekurrten, wenn der stetige Handlungsstrom un-

⁵ Vgl. Imbusch, »>Mainstreamer< versus >Innovateure<«, S. 133 ff.

⁶ Jörg Baberowski, »Es wird ungemütlich«, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 20. September 2015, Nr. 38, S. 47.

terbrochen wird. Argumentiert wurde auch, dass diese artikulierten oder auch nur gedachten Motive situationsspezifisch ständig neu interpretiert würden und dass sich zudem beim Handelnden je nach Situation unterschiedliche Motivtypen vorfinden ließen, was ebenfalls zeige, dass Motive gerade nicht *unabhängig* von oder gar *vor* einer Handlung existierten.

Bezieht man diese These, der zufolge Motive oder Intentionen nicht einfach »da« sind, um dann im Zuge der Handlung nur noch verwirklicht zu werden,⁷ auf die Gewaltthematik, so heißt das Folgendes: Es gibt möglicherweise gar keinen *direkten* Nexus zwischen einem Motiv einerseits und dem Gewalthandeln andererseits – eine These, welche man als theoretische Unterstützung für das zuvor referierte Baberowski-Zitat lesen könnte, wonach (religiöse) Vorstellungen für das gewaltsame Tun dschihadistischer Täter im Wesentlichen belanglos sind. Und doch! Lässt sich eine derartig radikale These wirklich halten? Schauen wir dazu nochmals in einen anderen Kontext, in die Ethnografie, wo jene Unterscheidung zwischen Warum- und Wie-Fragen ebenfalls eine wichtige Rolle spielt.

Vor mehr als 15 Jahren hat der US-amerikanische Soziologe Jack Katz die These vertreten, dass es für Sozialforscher zumeist ziemlich unergiebig sei, Menschen nach den Motiven ihrer Handlungen zu befragen, wenn man von ihnen also wissen wolle, *warum* sie dieses oder jenes getan hätten. Fragten etwa EthnologInnen Angehörige einer fremden Kultur, warum sie denn glaubten, dass Geister allmächtig seien, so erbrächten derartige Untersuchungen zwar zumeist irgendwelche Antworten; viel anzufangen sei mit ihnen – weil einigermaßen kontextlos – freilich in der Regel nicht, woraus zu schließen sei, dass man mittels dieser Warum-Fragen nicht ernsthaft erwarten könne, zu sinnvollen Interpretationen von Handlungen und Aussagen über die ihnen zugrunde liegenden Motive zu kommen.⁸ Katz zufolge ist das auch kein Wunder, denn: »Wenn es die Untersuchungsobjekte wären, welche verlässlich Auskunft geben könnten darüber, warum sie bestimmte Dinge tun, die wir Sozialforscher verstehen wollen, wer würde uns Sozialforscher dann überhaupt noch brauchen?«⁹ Wie-Fragen seien demgegenüber viel sinnvoller, weil auf sie zwangsläufig räumlich und zeitlich kontextualisierte Antworten gegeben würden.¹⁰

Haben aber damit Warum-Fragen überhaupt keine Berechtigung mehr? Es scheint so, vor allem dann, wenn Katz mit guten Gründen behauptet, dass ursprüngliche Antworten auf Warum-Fragen immer unplausibler werden, je besser und detailreicher man die Handlung eines Akteurs *beschreibt*.

7 Vgl. dazu u. a. C. Wright Mills, »Situating Actions and Vocabularies of Motive«, in: *American Sociological Review* 5 (1940), 6, S. 904–913.

8 Jack Katz, »From How to Why. On Luminous Description and Causal Inference in Ethnography (Part 1)«, in: *Ethnography* 2 (2001), 4, S. 443–473, hier S. 445.

9 Ebd. (deutsche Übersetzung von mir, W.K.).

10 Ebd.

»Zimmer 101«, sagte der Offizier.

Das bereits leichenblasse Gesicht des Mannes nahm eine Färbung an, die Winston nicht für möglich gehalten hätte. Es wurde eindeutig und unverkennbar grün.

»Macht mit mir, was ihr wollt!« gellte er. »Ihr habt mich wochenlang hungern lassen. Macht endlich Schluß und laßt mich sterben. Erschießt mich. Hängt mich. Verurteilt mich zu fünfundzwanzig Jahren. Soll ich noch irgend jemanden verraten? Ihr braucht mir nur zu sagen, wen, und ich sage alles, was ihr wollt. Es ist mir egal wer es ist und was ihr mit ihnen macht. Ich habe eine Frau und drei Kinder. Das älteste ist noch keine sechs Jahre alt. Ihr könnt sie alle holen und ihnen vor meinen Augen die Kehle durchschneiden, und ich werde dabeistehen und zuschauen. Aber nicht Zimmer 101!«

»Zimmer 101«, sagte der Offizier.

Warum-Fragen lösen sich demzufolge also in der Klärung von Wie-Fragen allmählich von selbst auf.¹¹ Katz argumentiert daher auch folgerichtig, dass gute ethnografische Beschreibungen zu Erklärungen tendierten, dass also nicht die Antwort auf die Warum-Frage die eigentliche Erklärung sei, sondern die mittels ethnografischer Beschreibung herbeigeführte Antwort auf die Wie-Frage. Folgen wir dieser Argumentation, gelangen wir zu einem scheinbar paradoxen Ergebnis: Demnach sind es nämlich nicht die Mainstreamer der Gewaltforschung, die *Erklärungen* für Gewalt liefern, sondern die eher ethnografisch arbeitenden Innovateure!

Aber – so wird man an dieser Stelle vielleicht einwenden wollen – was heißt in einem solchen Rahmen dann eigentlich noch »Erklärung«? Erklärung in der Ethnografie meint nicht, dass es hier um Wenn-dann-Aussagen geht, um Aussagen also, die für sich die Gültigkeit von Kausalgesetzen beanspruchen, wie dies von Teilen der Anhängerschaft einer traditionellen Wissenschaftstheorie gelegentlich noch vertreten wird. »Erklären« muss also mehr und anderes heißen. Um die Bedeutung des Begriffs schärfer zu konturieren, möchte ich mich auf die Argumentation eines weiteren US-amerikanischen Soziologen, nämlich Andrew Abbott, stützen, der neben den zwingenden syntaktischen Wenn-dann-Erklärungen mindestens¹² noch einen weiteren Erklärungstypus in den Sozialwissenschaften für vertretbar hält, nämlich sogenannte »semantische Erklärungen«, die ein Phänomen in einen anderen Kontext übersetzen. Mit Erklärungen dieser Art haben wir es etwa zu tun, wenn Sozialforscher, seien es Ethnologinnen oder Soziologen, ein spezifisches Phänomen in einen größeren Kontext einordnen und hierbei auf bestimmte Regelmäßigkeiten verweisen.¹³ Für Erklärungen müssen also nicht notwendig Kausalitätsunterstellungen oder Gesetzmäßigkeiten anderer Art herangezogen werden. Wenden wir diesen Befund nun auf die Debatte innerhalb der Gewaltforschung an, so können wir durchaus sagen, dass ethnografische Beschreibungen von Gewalt sehr wohl in der Lage sind, Erklärungsleistungen zu erbringen, ohne auf klare Kausalitäten – und schon gar nicht auf Kausalität durch Motive! – zurückgreifen zu müssen.

Aber ist das wirklich alles? Ist mit einer entsprechenden Argumentation auch schon der Sieg der auf Motivsuche weitgehend Verzicht leistenden Innovateure in der Gewaltforschung erwiesen? Meines Erachtens bleiben berechtigte Zweifel! Denn die Ethnografie hat für sich immer den Anspruch erhoben, nicht nur einen einzelnen Akt oder ein einzelnes Geschehen in

¹¹ Ebd., S. 446.

¹² Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass Abbott tatsächlich *drei* große Erklärungsstrategien unterscheidet, nämlich syntaktische, semantische *und* pragmatische. Vgl. dazu Andrew Abbott, *Methods of Discovery. Heuristics for the Social Sciences*, New York / London 2004, S. 3–40.

¹³ Ebd., S. 8.

den Blick zu nehmen, sondern eben die größeren kulturellen und ökonomischen Kontexte. Und dieser Anspruch hätte folglich *grosso modo* auch für eine Ethnografie der Gewalt zu gelten, die – wenn sie denn aussagekräftig sein soll – diese größeren Kontexte eben auch nicht ignorieren darf. Die Beschränkung auf rein phänomenologische Zugangsweisen, wie sie zuletzt seitens einiger Innovateure der Gewaltforschung propagiert wurde, mag unter bestimmten Bedingungen erkenntnisfördernd sein, ganz zufriedenstellen kann sie aber nicht. Das bringt uns zurück zu einem zentralen Aspekt der Debatte, nämlich dem von den Innovateuren vollzogenen Ausschluss der Motivanalyse aus der Gewaltforschung.

Es stimmt vermutlich, dass Motive das Gewalthandeln von Akteuren nicht erklären. Aber soll das nun heißen, dass etwa bei der Analyse dschiha-distischer Gewalt der Islam eine ebenso untergeordnete Rolle zu spielen habe wie der Marxismus-Leninismus bei der Analyse des stalinistischen Terrors? Ich halte eine derart radikale Konsequenz für überzogen, weil sie uns – sofern wir bereit wären, sie ernsthaft zu vertreten – wieder zu einer Art Exotisierung der Gewalt führte. Rufen wir uns nochmals das ursprüngliche Argument in Erinnerung! Die amerikanischen Pragmatisten hatten ja erklärt, dass Handlungen, gleichgültig ob *Gewalthandlungen* oder andere, kaum je durch den Aufweis von Motivlagen rekonstruiert werden könnten, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil Motive sich situationsspezifisch schnell wandelten und manchmal auch nur Rationalisierungen darstellten. Daraus folgt aber doch nicht, dass Motive deshalb völlig bedeutungslos und vernachlässigenswert wären! Es heißt lediglich, dass zwar von den jeweiligen Akteuren Motive aus bestehenden kulturellen Versatzstücken zum Zwecke der Rationalisierung oder der Legitimierung manchmal erst nachträglich gebastelt werden, dass aber diese Versatzstücke – einerlei ob voll bewusst und klar »ausformuliert« oder nicht – schon *im Handeln selbst* vorhanden sein müssen. Sie sind damit Teil der Realität des Gewaltgeschehens, selbst wenn es der Sozialforscherin nicht gestattet ist, sie umstandslos als Ursachen der Gewalt zu interpretieren. Wollte man das bestreiten, würde man der Abtrennung gewaltsamen Handelns von allen anderen Typen sozialen Handelns das Wort reden. Mit einem solchen Schritt aber lüde man sich eine erhebliche Begründungslast auf, von der ich nicht sehe, wie man sie bewältigen wollte. So würde wohl niemand bestreiten wollen, dass es bei der Analyse des Handelns der verantwortlichen Politiker im Rahmen des Wiener Kongresses hilfreich, das heißt erkenntnisfördernd wäre, realpolitische Dogmen der damaligen Zeit oder die Grundstrukturen konservativen Denkens zu berücksichtigen, um zum einen das unklare Gemisch von Ideen und Ideologien darzustellen, das irgendwie auch in die Handlungen der Diplomaten eingeflossen ist, und um zum anderen das *je konkrete* diplomatische Handeln auf *diesem* Kongress mit den Ereignissen und Ergebnissen anderer Zusammenkünfte zu vergleichen. Warum sollte dann aber im Kontext

gewalttätigen Handelns ein entsprechender ideologischer Kontext unerheblich sein, sei es nun der Marxismus-Leninismus im Falle des Gulag und des Terrors oder der Antisemitismus im Falle des Holocaust? Die ethnografische Anreicherung einer *zunächst* phänomenologisch beginnenden Gewaltanalyse gibt uns, so möchte ich behaupten, ein schärferes Bild und damit letztlich auch eine bessere Erklärung als lediglich der scheinbar illusionslose Blick auf die nackte Gewalt. Wollte man dieser Schlussfolgerung widersprechen, dann – so glaube ich – müsste man für gewaltsames Handeln eine Art Sonderstatus in Anspruch nehmen, der – um es nochmals zu betonen – außerordentlich gut zu begründen wäre. Ich will nicht ausschließen, dass eine solche Begründung – vielleicht von philosophisch-anthropologischer Seite – erfolgen kann, würde aber bis dahin von einer voreiligen Verabschiedung des Konzepts der Erklärung aus dem methodischen Instrumentarium der Sozialforschung absehen wollen. Derzeit jedoch liegt eine tragfähige Begründung, die einen derart radikalen Schritt rechtfertigte, meines Erachtens nicht vor.

Das leitet über zum zweiten Teil. Ich glaube, dass der von den Innovateuren der Gewaltforschung vollzogene Schritt einer detailgenauen Beschreibung von Gewalt der richtige war, dass aber gleichzeitig doch immer stärker auch die Einsicht greift, dass es an der Zeit für größere Einbettungen der auf ethnografischem Weg gewonnenen Beschreibungen ist, dass es also gilt, den vielfach geforderten Mikro-Makro-Link tatsächlich herzustellen. Entsprechende Versuche werden derzeit von unterschiedlicher Warte aus unternommen, wobei jeweils richtig gesehen wird, dass es nicht viel nützt, in traditioneller Manier auf ideologische oder andere Motive von Gewalttätern zu rekurrieren. Was man deshalb bei allen in diesem Feld tätigen Forschern beobachten kann, ist der Versuch, auf die erforderlichen größeren Kontexte abzuheben, *ohne in die nun schon des Öfteren betonte Falle einer Zuschreibung kausalgesetzlich wirksamer Motive zu tappen*. Ich glaube, dass es sinnvoll ist, die Arbeiten von Autoren, die in jüngster Zeit mit Konzepten wie dem des »Gewaltraums« oder der »Organisation« operieren, vor diesem Hintergrund zu interpretieren – und zwar in einer Weise, die eben (zunächst zumindest) *motivationsfern* angelegt ist. Die Frage, die sich dabei stellt und der ich im Folgenden nachgehen möchte, ist nur, ob diese im Prinzip richtigen Versuche uns auch auf tatsächlich gangbare Wege führen.

Von Räumen und Organisationen: Gewalterklärungen jenseits von Motiven

(1) Die Debatte um »gewaltoffene Räume« und »Gewaltträume« ist schon älteren Ursprungs,¹⁴ aber richtig prominent wurde sie – zumindest in der Geschichtswissenschaft – erst durch Timothy Snyders *Bloodlands*.¹⁵ Auch wenn der Autor den Begriff des Gewaltraums nicht an zentraler Stelle seines Erklärungsmodells verwendet, so wird doch seine Rolle im Rahmen der Erklärungsstrategie recht schnell deutlich. Snyder verweist in diesem wie auch in seinem jüngsten Bestseller¹⁶ darauf, dass das Massenschlachten im Zweiten Weltkrieg überwiegend in einer Zone stattfand, die jenseits funktionierender staatlicher Verwaltungen lag, nämlich genau in dem Landstrich zwischen den Kernbereichen der nationalsozialistischen und sowjetischen Herrschaft, in dem alle früheren staatlichen Strukturen zerschlagen worden waren. Was den Holocaust betrifft, so konstatiert Snyder, dass die Überlebenschancen von Juden in Deutschland vergleichsweise hoch waren, während sie in der hier angesprochenen Zone fast gegen null tendierten, dass zudem in jenen *bloodlands* nicht nur Juden millionenfach ermordet wurden, sondern auch acht Millionen Nichtjuden.¹⁷ Die Staatslosigkeit war nach Snyder eine der entscheidenden Voraussetzungen¹⁸ dafür, dass sich die Schlächter ungehemmt austoben konnten.

Gegen Snyders geografischen Fokus ist wenig einzuwenden, er ist – so aufsehenerregend die von Snyder genannten Mordzahlen auch sind – in methodischer Hinsicht völlig konventionell. Jeder Historiker oder jede Sozialwissenschaftlerin kann Zeitschnitte setzen, die dann freilich zu begründen sind. So kann man den Zweiten Weltkrieg 1939 beginnen lassen, es gibt aber auch (gute) Argumente, wonach die sogenannte Mandschurei-Krise von 1931 den eigentlichen Beginn des Krieges markierte. In analoger Weise kann man auch *Raumausschnitte* vornehmen und für Analysen nationalstaatliche oder imperiale Räume als Bezugspunkte wählen – oder eben kleinere beziehungsweise dazwischenliegende Regionen. Aber auch in diesen Fällen muss man die entsprechenden Entscheidungen gut begründen!

14 Benedikt Korf und Timothy Raeymaekers stellen fest, dass der Begriff der »gewaltoffenen Räume« erstmals von Georg Elwert in den 1990er-Jahren verwendet wurde. Vgl. dies., »Geographie der Gewalt«, in: *Geographische Rundschau* (2012), 2, S. 4–11, hier S. 8.

15 Timothy Snyder, *Bloodlands*. Europa zwischen Hitler und Stalin, übers. von Martin Richter, München 2010 (engl.: *Bloodlands*. Europe between Hitler and Stalin. New York 2010).

16 Timothy Snyder, *Black Earth*. Der Holocaust und warum er sich wiederholen kann, übers. von Ulla Höber, Karl Heinz Siber und Andreas Wirthensohn, München 2015 (engl.: *Black Earth*. The Holocaust as History and Warning, New York 2015).

17 Timothy Snyder, »Commemorative Causality«, in: *Modernism/modernity* 20 (2013), 1, S. 77–93, hier S. 81.

18 Timothy Snyder, »Collaboration in the Bloodlands«, in: *Journal of Genocide Research* 13 (2011), 3, S. 339–352, hier S. 349.

Snyders Vorgehensweise ist zunächst einmal insofern erkenntnisfördernd, als man durch den von ihm, dem Historiker, vorgenommenen räumlichen Fokus auch neue Zusammenhänge in den Blick bekommt. Aber mit »Erklärung« (in welchem Sinne auch immer) hat eine solche Strategie noch nichts zu tun, die von Snyder vorgenommene Operation bildet allenfalls die Voraussetzung einer solchen! Auch von einer Raumtheorie kann bei Snyder keine Rede sein. Aber – hier sollte man dem Autor gegenüber gerecht sein – es geht ihm ja auch um mehr als nur um die willkürliche Auswahl eines spezifischen Raumausschnitts. Snyder erhebt – wie zuvor schon betont – einen theoretischen Anspruch, behauptet er doch, dass die *bloodlands* sich eben dort befunden hätten, wo staatliche Strukturen fehlten und sich die Gewalt deshalb umso ungehemmter ausbreiten konnte. Wenn man so will, dann geht es Snyder um einen Sachverhalt, den Jan Philipp Reemtsma in seinem Buch *Vertrauen und Gewalt* sehr viel nüchterner und präziser mit der These zum Ausdruck gebracht hat, dass das staatliche Gewaltmonopol zur Ächtung autotelischer Gewalt¹⁹ tendiere, weshalb etwa Massaker im Falle des Vorliegens stabiler Staatlichkeit eher unwahrscheinlich seien. Dem wird man wenig entgegen können. Ist damit aber – und jetzt beziehe ich mich wieder auf Snyder und andere Protagonisten der These von den Gewalträumen – im Hinblick auf eine raumsensible Geschichtswissenschaft, mit-hin eine, die dem Raum erklärendes Potenzial zuschreibt, viel gewonnen? Hat der Verweis auf das fehlende Gewaltmonopol irgendetwas mit Raumtheorie zu tun? Vor allem aber: Ist es wirklich der Raum, der nicht nur den Mikro-Makro-Link herzustellen, sondern eben auch Gewalt zu erklären vermag?

Zu denen, die glauben, dass das der Fall sei, gehört der Historiker Jörg Baberowski, der den schon von Snyder vorbereiteten Gedanken noch einmal radikalisiert.²⁰ Wie niemand sonst betonte und betont Baberowski, dass der Massenmord im Herrschaftsbereich Stalins erst durch die fehlende Kontrolle des Territoriums möglich wurde, dass die Maßlosigkeit der Gewalt den Vollzugsdefiziten der Verwaltung entsprach.²¹ Der tödliche moderne Gestaltungswille zeigte sich laut Baberowski also gerade in »staatsfernen, vormodernen Gewalträumen«²² – und um ebendiese Gewalträume geht es Baberowski zunehmend in seinen jüngeren Texten, nicht zuletzt auch in seinem unlängst erschienenen neuen Buch.²³ Was versteht Baberowski nun unter Gewalträumen? Er definiert sie – etwa in einem Aufsatz von 2012 – als

19 Jan Philipp Reemtsma, *Vertrauen und Gewalt*. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne, Hamburg 2008, S. 260.

20 Johannes Hürter, »Gewalt, nichts als Gewalt«, in: *Journal of Modern European History* 10 (2012), 4, S. 446–451, hier S. 450.

21 Jörg Baberowski, *Verbrannte Erde*. Stalins Herrschaft der Gewalt, München 2012, S. 19 ff.

22 Ebd., S. 27.

23 Jörg Baberowski, *Räume der Gewalt*, Frankfurt am Main 2015.

»Ermöglichungs- und Ermächtigungsräume, in denen Regeln sozialer Kommunikation, die im Frieden gelten, suspendiert sind. In solchen Räumen ist das Verhalten von Menschen vor allem eine Antwort auf die Präsenz der Gewalt, und wenn es keine Möglichkeit gibt, vor der Gewalt zu flüchten, weil man aus Gefängnissen und Lagern nicht entkommen, weil man Mafia- banden nicht verlassen kann, weil es in Bürgerkriegen kein Hinterland gibt oder weil man als Soldat nur die Wahl hat, den Gegner zu töten oder selbst getötet zu werden, ist soziale Kommunikation nichts als eine Bewältigung von Gewaltverhältnissen.«²⁴ Unabhängig davon, dass Baberowski mit dem Begriff des Gewaltraums meines Erachtens doch sehr unterschiedliche Entitäten zu erfassen sucht (die Spannbreite reicht offensichtlich von Gefängnissen bis hin zu den von Snyder beschriebenen *bloodlands*), wird von ihm im Prinzip also unterstellt, dass es das Fehlen einer Ordnungsmacht oder eines Leviathans ist, welche die exzessive Gewalt überhaupt erst ermöglicht.²⁵ Auffallend ist hier die Unklarheit darüber, ob dem *Gewaltraum* (und die Betonung liegt hier auf Raum!) eine eigene explanatorische Qualität zugeschrieben wird oder nicht. Das wäre ja wünschenswert, wenn man denn die zuvor angesprochene Kluft zwischen dem Mikro- und dem Makrobereich tatsächlich schließen und zudem einen Rückgriff auf ideologische oder anderweitige Motive vermeiden wollte. Baberowskis Aussagen in diesem Zusammenhang sind aber alles andere als eindeutig. Denn einerseits spricht er davon, dass Gewalt den sozialen Raum ordnet, was als eine sozialkonstruktivistische, aber zugleich auch eher banale Einsicht gelten darf, weil alles Handeln den Raum ordnet! Andererseits scheint aber der Raum selbst seiner Meinung nach irgendwelche gewaltfördernden kausalen Qualitäten aufzuweisen. Doch *scheint* dies eben nur so, weil neben dem nun schon des Öfteren angesprochenen Fehlen eines Gewaltmonopols und dem Verweis darauf, dass sich Gewalträume überwiegend auf dem Gebiet zerfallen(d)er Staaten befinden,²⁶ kaum weitergehende gehaltvolle Bestimmungen jenes Gewaltraums erfolgen, sodass man auf den Raumbegriff im Zuge der Argumentation durchaus auch verzichten könnte. Denn die Rede ist allenfalls davon, dass einzelne Gruppen – wie zur Zeit der Landsknechtskriege – immer und immer wieder Gewalt anwenden und selbige dadurch – ebenso wie durch den damit einhergehenden Anschlusszwang – perpetu-

24 Jörg Baberowski, »Einleitung: Ermöglichungsräume exzessiver Gewalt«, in: ders. / Gabriele Metzler (Hg.), *Gewalträume. Soziale Ordnungen im Ausnahmezustand*, Frankfurt am Main / New York, S. 7–27, hier S. 25. Das Zitat findet sich in fast identischer Form auch in Baberowski, *Räume der Gewalt*, S. 41.

25 Vgl. hierzu Stathis Kalyvas, »The Ontology of >Political Violence«. Action and Identity in Civil Wars«, in: *Perspectives on Politics* 1 (2003), 3, S. 475–494, hier S. 475.

26 Jörg Baberowski, »Kriege in staatsfernen Räumen: Russland und die Sowjetunion 1905–1950«, in: Dietrich Beyrau/Michael Hochgeschwender/Dieter Langewiesche (Hg.), *Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn u.a. 2007, S. 291–301, hier S. 298.

iert wird. Mit dem Raum als solchem hat das – um es noch einmal zu wiederholen – zunächst wenig zu tun. Aber abgesehen davon lassen sich noch mindestens zwei weitere Gegenargumente formulieren:

Erstens erscheint mir an Baberowskis Ansatz problematisch, dass er bei der Charakterisierung seiner Gewalträume auf einer Art strikter kategorialer Unterscheidung bestehen muss zwischen Räumen, in denen ein staatliches Gewaltmonopol existiert, und solchen, in denen es vollkommen fehlt. Eine derartige Grenzziehung ist aber gerade unter kulturvergleichenden Aspekten nicht unproblematisch, da der Begriff des »Gewaltmonopols« in verschiedenen Kontexten sehr Unterschiedliches bedeuten kann²⁷ und es nicht immer hilfreich sein dürfte, einen Weber'schen Idealtypus zur Markierung und Abgrenzung eines letztlich residual bleibenden Phänomens, eben jenes gewaltoffenen Raums, zu benutzen: Es spricht jedoch einiges für die Annahme, dass es im Unterschied zu den impliziten Annahmen in Baberowskis Theoriekonstruktion sehr verschiedene Grade von Staatlichkeit gibt, so dass man in geografischen Räumen dementsprechend auch mit der Existenz einer Vielzahl höchst disparater Geflechte von staatlichen, parastaatlichen beziehungsweise halbstaatlichen (Gewalt-)Akteuren zu rechnen hat,²⁸ Strukturen also, die Baberowski (zumindest bislang) ignoriert.²⁹ Zudem sollte es bei der theoretischen Bestimmung von Gewalträumen, wenn man so etwas überhaupt vornehmen will, einen Unterschied machen, ob man von Gebieten spricht, in denen Staaten schon einmal existiert haben, oder von solchen, wo es sie nie gegeben hat. In beiden Fällen wird man jeweils andere Strukturen finden.

27 Zu den Problemen, die eine holistische Fassung des Gewaltraumbegriffs mit sich bringt, vgl. Michael Riekenberg, »Über Ausnahme und Normalität in den Gewaltordnungen am La Plata (1775–1830)«, in: Baberowski/Metzler (Hg.), *Gewalträume*, S. 71–91, hier S. 84; Conrad Schetter, »Ungoverned territories« – Eine konzeptuelle Innovation im »War on Terror«, in: *Geographica Helvetica* 65 (2010), 3, S. 181–188, hier S. 183 f.

28 Vgl. etwa für den bosnischen Fall Michael Ehrke, »Von der Raubökonomie zur Rentenökonomie. Mafia, Bürokratie und internationales Mandat in Bosnien«, in: *Internationale Politik und Gesellschaft* 10 (2003), 2, S. 123–154.

29 Hier sei darauf verwiesen, dass der von Baberowski und anderen geführte Diskurs über die Gewalträume eng verwandt ist mit der in den Politikwissenschaften schon seit längerem geführten Debatte über den Zerfall von Staatlichkeit und die Unregierbarkeit von Staaten (zumeist in der Dritten Welt). Wie verschiedentlich angemerkt wurde, ist aber dieser Unregierbarkeitsdiskurs häufig begleitet von normativistischen Annahmen, die sich zum Gegenbild einer illegitimen, vormodernen Gesellschaftsform verdichten, die als das »ganz Andere« moderner Staatlichkeit begriffen wird. Dagegen »kann nahezu gegenteilig argumentiert werden, dass als illegitim erachtete Phänomene wie Kriegsfürstentum, Patronage und Korruption gar in zones of competing governance [...], wo informelle Logiken sich auf staatliche Strukturen übertragen – also Staatlichkeit vorhanden ist –, am intensivsten auftritt [sic] und eben nicht in Räumen fernab staatlicher Durchdringung« (Janosch Prinz / Conrad Schetter, »Unregierte Räume, »kill boxes« und Drohnenkriege: die Konstruktion neuer Gewalträume«, in: Benedikt Korf / Conrad Schetter, *Geographien der Gewalt. Kriege, Konflikte und die Ordnung des Raumes im 21. Jahrhundert*, Stuttgart 2015, S. 55–71, hier S. 60).

Rottet die Bestien alle aus!

Joseph Conrad, *Herz der Finsternis*

Zweitens vermag ich auch deshalb nicht recht an die Fruchtbarkeit von Baberowskis Begriff des »Gewaltraums« zu glauben, weil er im Zuge seiner Überlegungen auch noch mit anderen Begriffen wie demjenigen des »Gewaltmarktes«, der »Gewaltkultur« oder des »Gewaltmilieus« hantiert.³⁰ Dieses Vorgehen wirft die Frage auf, welchen der genannten Begriffe denn nun die stärkere Erklärungsleistung zugesprochen wird. Werden die »Gewaltmärkte«, »-kulturen« und »-milieus«, von denen im Text die Rede ist, durch die Gewalträume produziert oder in ihrer Wirkung verstärkt? Ist also der »Gewaltraum« das alles entscheidende oder doch zumindest dominante Konzept? Man *kann* eine derartige Ableitung der anderen Begriffe versuchen, aber durchgeführt hat Baberowski sie nicht.³¹ Und es sind vielleicht auch Zweifel anzumelden, ob ein entsprechender Versuch tatsächlich Aussicht auf Erfolg hätte,³² da sowohl der Kultur- als auch der Milieu-Begriff kaum je präzise definiert werden können und somit bei entsprechenden Ableitungsversuchen der Willkür des Sozialwissenschaftlers Tür und Tor geöffnet ist.

Unabhängig von den Argumenten Baberowskis mag die Frage erlaubt sein, ob in der Konzeptualisierung des Raumes, im Mitvollzug jenes *spatial turn*, überhaupt eine ernsthafte Chance besteht, den Mikro-Makro-Link herzustellen und damit auch Gewalt – in irgendeiner Weise – zu erklären. Meine Antwort auf diese Frage fällt negativ aus – tatsächlich scheinen mir die Versprechungen des *spatial turn* im Zusammenhang mit der Erforschung von Gewalt weitgehend leer zu sein. Ich schließe mich hier umstandslos den Bemerkungen von Rudolf Stichweh³³ an, der schon vor einigen Jahren – und aus einer ganz anderen soziologischen Theorierichtung als ich selbst kommend – ebenso trocken wie zutreffend anmerkte, dass es in der Raumsozio-

30 Baberowski, »Kriege in staatsfernen Räumen«, S. 294.

31 Die Ausführungen, die Baberowski der Problematik in seinem Buch *Räume der Gewalt* widmet, sind allzu kurz und kursorisch, um überzeugen zu können. Vor allem sind sie derart formuliert, dass es kaum möglich ist, zwischen den betreffenden Begriffen zu differenzieren, weil die Grundaussage im Wesentlichen lautet, dass die in Gewalträumen Lebenden sich habituell auf die Anwendung und das Erdulden der Gewalt einlassen (S. 188 ff.).

32 Die hier von mir angeschnittenen und nur exemplarisch ausgewählten zwei Punkte sind nicht zuletzt deshalb anzusprechen, weil das Hantieren mit dem Begriff des »Gewaltraumes« auch in jüngeren Publikationen der Hamburger Edition hier im Hamburger Institut für Sozialforschung zuzunehmen scheint. Auch aus diesem Grund hätte man gerne Antworten auf kritische Fragen wie die, ob der Begriff der Gewaltforschung wirklich weiterhilft. Vgl. etwa Felix Schnell, *Räume des Schreckens. Gewalt und Gruppenmilitanz in der Ukraine 1905–1933*, Hamburg 2012; Alexander Korb, *Im Schatten des Weltkriegs. Massengewalt der Ustaša gegen Serben, Juden und Roma in Kroatien 1941–1945*, Hamburg 2013, S. 41.

33 Rudolf Stichweh, »Raum und moderne Gesellschaft. Aspekte der sozialen Kontrolle des Raums«, in: Thomas Krämer-Badoni / Klaus Kuhm (Hg.), *Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie*, Opladen 2003, S. 93–102, hier S. 95 ff.

logie einzig um die Frage gehe, wie der Raum (von welchen Akteuren auch immer) kontrolliert werde. Die Einsicht, dass der Raum doch wohl sozial konstruiert werde, sei ebenso richtig wie trivial, weil es kaum etwas geben dürfte, was nicht sozial konstruiert sei. Natürlich könnte man jetzt an dieser Stelle alle nur denkbaren theoretischen Geschütze in Stellung bringen und – etwa mit Henri Lefebvre³⁴ – darauf verweisen, dass man sich doch vom primitiven Containermodell des Raumes verabschieden und mindestens zwischen der räumlichen Praxis einer Gesellschaft, also dem wahrgenommenen Raum, dem Raum der Planer und Wissenschaftler sowie schließlich dem gelebten Raum unterscheiden müsse. Das alles ist richtig, und so schreitet ja auch die Theoriearbeit im Bereich der Raumsoziologie und verwandten, dem *spatial turn* zugeneigten Subdisziplinen unaufhaltsam fort.³⁵ Doch für die Beschreibung/Erklärung von Gewalt scheint mir eine derart artifizielle Raumtheorie gleichwohl einigermaßen belanglos,³⁶ weil man meiner Beobachtung nach beim Versuch der empirischen Anwendung dieser Raumkonzepte zumeist früher oder später doch immer wieder unvermuteter Dinge dort anlangt, wo man glaubte, aufgebrochen zu sein. Was ist damit gemeint?

Selbstverständlich müssen sich Geschichtswissenschaft wie Soziologie stärker als bislang um Raumbilder kümmern, müssen diese Disziplinen sich dafür interessieren, was Menschen über Räume gedacht, ob sie Räume als »leer« oder besiedelt, als »zu erobernd« oder »zu säubernd« betrachtet haben. Analysen zu Raumvorstellungen der Nationalsozialisten in Bezug auf den sogenannten »Osten« machen ja deutlich,³⁷ dass man es hier mit einem bedeutenden Gegenstand der Geschichtswissenschaft zu tun hat. Nur, mit Raumtheorie haben solche Themen kaum etwas zu tun, vielmehr ist hier – wenn man es böse ausdrücken und die allgegenwärtige Rede von Raumpraktiken nicht allzu ernst nehmen will, was ich hiermit tue – die ganz konventionelle Geistesgeschichte am Werk, die nach Raumideen bei den Handelnden, also nach deren ganz spezifischen *Motiven* fragt. Damit ist man aber nun, wenn man zur Gewaltthematik zurückkehrt, an jenem Punkt angelangt, von dem wir ausgegangen sind. Wenn es richtig ist, dass Gewalt sich nicht aus Motiven (kausal) ableiten lässt, dann lehrt uns auch das Vorhandensein etwa imperial-expansiver Raumvorstellungen bei politischen

34 Henri Lefebvre, »Die Produktion des Raums«, in: Jörg Dünne / Stephan Günzel (Hg.), *Raumtheorie*. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt am Main 2006, S. 330–342.

35 Zum *spatial turn* vgl. u. a. die Beiträge im Themenheft der Zeitschrift *Erwägen – Wissen – Ethik* 24 (2013), 1.

36 Thomas Krämer-Badoni, »Die Gesellschaft und ihr Raum – kleines verwundertes Nachwort zu einem großen Thema«, in: Krämer-Badoni/Kuhm (Hg.), *Die Gesellschaft und ihr Raum*, S. 275–286, hier S. 284.

37 Ulrike Jureit, *Das Ordnen von Räumen*. Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert, Hamburg 2012.

Akteuren wenig über deren tatsächliche Gewaltpraktiken. Ja, die Analyse von Raumbildern ist zur Anreicherung eines ethnografisch stimmigen und differenzierten Befundes wichtig und notwendig und trägt, in meiner Wortwahl und vermutlich derjenigen von Jack Katz, insofern auch zur »Erklärung« (im Sinne einer dichten Beschreibung) von Gewalt bei. Doch liefern uns derartige Befunde – so meine These – noch keine aussagekräftige und erklärungs-fähige Raumtheorie. Die Einbeziehung von Raumbildern in ethnografische Beschreibungen erklärt genauso viel oder wenig wie die Einbeziehung ganz anderer Phänomene – man denke etwa an Emotionen (*emotional turn*) oder an Gegenstände (*material turn*) –, deren Deutung sich insbesondere in den Kulturwissenschaften so großer Beliebtheit erfreut und Anlass zu den verschiedensten intellektuellen Turnübungen bietet.

(2) Einen ganz anders gelagerten Versuch zur Schließung der Kluft zwischen Mikro- und Makrobereichen, zwischen dem Morden des einzelnen Täters und größeren sozialen Zusammenhängen, hat 2014 Stefan Kühl mit seinem Buch *Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust* vorgelegt.³⁸ Ähnlich wie Timothy Snyder, der auf die Tatsache aufmerksam gemacht hat, dass die überwiegende Mehrzahl der Opfer des Nationalsozialismus und des Stalinismus innerhalb eines ganz bestimmten und vergleichsweise begrenzten geografischen Raums ermordet wurde, leitet auch Kühl sein Buch mit einer bemerkenswerten Beobachtung ein. Sie besagt, dass 99 Prozent aller Tötungen von Juden während der Zeit des Nationalsozialismus durch staatliche Organisationen vorgenommen wurden.³⁹ Da die Holocaustforschung ein organisationssoziologisches Defizit und die an diesem Thema arbeitende Geschichtswissenschaft ein (zu) simples Organisationsverständnis habe,⁴⁰ gelte es organisationssoziologisch neu anzusetzen – und zwar auf der Höhe der Zeit! Irritierenderweise scheint jene »Höhe der Zeit« bereits in den 1960er-Jahren erreicht worden zu sein – denn aus dieser Zeit stammt die frühe, von Niklas Luhmann zur Untersuchung der Verwaltungs- und Organisationsstrukturen der (jungen) Bundesrepublik entwickelte Organisationssoziologie, auf die Kühl im Zuge seiner Analyse rekurriert.⁴¹ Eine nähere Begründung für die Heranziehung gerade dieses Organisationsmodells erfolgt zwar nicht, aber die damit einhergehende Intention ist gut nachvollziehbar: Es geht Kühl letztlich darum nachzuweisen, dass es Organisationsstrukturen sind, die das Handeln der einzel-

38 Stefan Kühl, *Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust*, Berlin 2014.

39 Ebd., S. 22.

40 Ebd., S. 26 f.

41 Vgl. hierzu überzeugend Markus Holzinger, »Nicht normale Organisationen. Kritische Anmerkungen zu Stefan Kühls »Soziologie des Holocaust«, online unter: www.sozio.polis.de/beobachten/gesellschaft/artikel/nicht-normale-organisationen/ [26. 4. 2017].

nen Akteure steuern. Für die Gewaltforschung ist dieser Befund seiner Meinung nach insofern von großer Bedeutung, als damit klar wird, dass ganz normale Männer – wie etwa die Angehörigen des von Christopher R. Browning untersuchten Hamburger Reserve-Polizeibataillons 101⁴² – im Rahmen von Organisationen mit entsprechender Zwecksetzung in der Lage sind, massenhaft zu töten, um anschließend ganz selbstverständlich wieder die gewohnten Lebensvollzüge fortzusetzen, die auch vor dem Morden ihren Alltag prägten. Kühl macht sich hier die von Luhmann und anderen betonte Einsicht zunutze, dass Menschen in Organisationen eben nicht vollständig integriert sind, sondern nur mittels Mitgliedschaftsrollen. Daraus zieht er die Schlussfolgerung, dass Menschen, denen in der Ausübung ihrer Mitgliedschaftsrollen das Töten anderer Personen nahegelegt oder abverlangt wird, dem von ihnen geforderten Verhalten in der Regel auch entsprechen werden, ohne dass man zur Erklärung ihres Handelns weiterreichende individuelle Motive aufrufen müsste.

Betrachtet man freilich die von Kühl zugunsten seiner These vorgebrachten Argumente, so scheint fraglich, ob sich die Mikro-Makro-Kluft mit ihrer Hilfe wirklich schließen lässt und – das vor allem – ob nicht auch Kühl letztlich doch wieder bei einer Zuschreibung individueller Motive anlangt, die dann das gewaltsame Handeln *erklären* sollen. Aber der Reihe nach! Überraschend ist zunächst, dass Kühl zum einen von ganz normalen Organisationen spricht, zum anderen aber – sehr viel weiter hinten im Buch – von »gierigen Institutionen« beziehungsweise »gierigen Organisationen«, die der US-amerikanische Soziologe Lewis Coser vor einigen Jahrzehnten als Einrichtungen definierte,⁴³ die von ihren Mitgliedern mehr verlangen als nur die formal korrekte Ausübung einer partiellen Mitgliedschaftsrolle: »Greedy institutions« im Sinne Cosers sind solche, die – salopp gesagt – den gesamten Menschen in ihren Bann ziehen, deren Mitglieder eben nicht nach »Betriebsschluss« um 17.00 Uhr nach Hause gehen, um sich in ihr Privatleben zurückzuziehen und einen gemütlichen Feierabend zu verbringen. Mit dieser sich vermischenden Rede von »ganz normalen« ebenso wie von »gierigen« Organisationen verliert aber nicht nur Köhls titelgebende These ihren provozierenden Charakter, sondern es wird darüber hinaus auch Folgendes noch einmal deutlich:

a) Wenn – um bei dem Beispiel zu bleiben – die SS dann doch keine »ganz normale Organisation« war (und vieles deutet darauf hin), wenn es

42 Christopher R. Browning, *Ganz normale Männer*. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die »Endlösung« in Polen, übers. von Jürgen Peter Krause, Reinbek b. Hamburg 1996.

43 Vgl. Lewis Coser, *Gierige Institutionen*. Soziologische Studien über totales Engagement, übers. von Marianne Egger de Campo, Frankfurt am Main 2015 (engl. *Greedy Institutions*. Patterns of Undivided Commitment, New York / London 1974). Erste Überlegungen zu dem von ihm verfolgten Ansatz hatte Coser bereits Ende der 1960er-Jahre in einem Aufsatz präsentiert (ders., »Greedy Organisations«, in: *Archives Européennes de Sociologie* 8 [1967], 2, S. 196–215).

zudem schwierig sein könnte, eine »ganz normale Organisation« – unter besonderen politischen Umständen – im Handumdrehen in eine effiziente Mordmaschinerie wie die SS zu verwandeln, weil sich – anders als von Kühl behauptet – Menschen eben doch nicht ohne Weiteres zur Verfolgung *beliebiger* Organisationszwecke instrumentalisieren lassen, dann müsste Kühl und all denjenigen, denen zur Erklärung von Gewalt gerade *Organisationen* als der geeignete Ausgangspunkt erscheinen, an der Ausarbeitung einer Art historisch und kulturell sensibler Organisationssoziologie gelegen sein: Denn im Zentrum stünde dann ja die Frage, unter welchen gesellschaftlich variablen Umständen solche »gierigen Organisationen« mit größerer oder weniger großer Wahrscheinlichkeit⁴⁴ entstehen können. An Kühls Vorgehensweise deutet nun aber nichts darauf hin, dass er eine derart historisch sensible Organisationssoziologie ernsthaft anstreben würde.

b) Weil es Kühl darum also offensichtlich gerade *nicht* geht, er vielmehr bei der Übernahme und Verwendung des von Luhmann mit Blick auf den bundesrepublikanischen Kontext entworfenen Organisationsmodells stehenbleibt, dessen universelle Einsetzbarkeit er damit implizit behauptet, kommt es dazu, dass auch organisationsexterne Motive in Kühls Buch eine enorme Rolle spielen.⁴⁵ Denn Kühl behauptet ja eben nicht, dass alle Angehörigen der SS Schlächter gewesen seien. Er sieht – historisch völlig korrekt – sehr wohl, dass es der in jeder Organisation (auch in der SS) vorhandene Handlungsspielraum – jene von ihm und anderen so bezeichnete Indifferenzzone⁴⁶ – war, die es ermöglichte, dass der eine als willfähriger und begeisterter Schlächter, der andere hingegen als zögerlicher Mittäter agierte. Organisationsintern lassen sich die Existenz einer solchen Indifferenzzone und die in ihr möglichen unterschiedlichen Handlungsweisen im Rahmen des von Kühl zugrunde gelegten Ansatzes nun aber gar nicht mehr so einfach erklären – zumindest dann nicht, wenn man mit Verweis auf Luhmann von »ganz normalen Organisationen« spricht. Denn bei Lichte besehen sind es unter diesen Umständen ja gar nicht mehr die Organisationen und ihre Strukturen, die das jeweilige Handeln der Mitglieder prägen,

44 Luhmann selbst war in seiner frühen Organisationssoziologie – und meines Wissens auch später – an solchen Fragen nicht interessiert; er konzentrierte sich – wie schon von Holzinger betont – in *Funktion und Folgen formaler Organisation* auf eine für den Kontext demokratischer Rechtsstaatlichkeit anwendbare Organisationssoziologie, wobei er zudem davon ausging, dass jene »greedy organisations« zunehmend an Bedeutung verlören. Siehe hierzu folgendes Zitat: »Diejenigen Organisationen, deren Zwecke zugleich das Handeln ihrer Mitglieder motivieren sollen, sind im Schwinden begriffen und prägen gewiß nicht das Gesicht der Zeit« (Niklas Luhmann, *Funktion und Folgen formaler Organisation*, Berlin 1964, S. 100).

45 Siehe dazu auch Holzinger, »Nicht normale Organisationen«.

46 Vgl. hierzu vorzüglich Thomas Klatetzki, »Keine ganz normalen Organisationen. Eine Erwiderung auf Stefan Kühls Artikel: »Ganz normale Organisationen. Organisationssoziologische Interpretationen simulierter Brutalitäten««, in: *Zeitschrift für Soziologie* 36 (2007), 4, S. 302–312, hier S. 305 f.

sondern eben doch wieder davon zu unterscheidende unmittelbar wirksame Motive wie Judenhass, Machthunger, ökonomische Interessen etc. Und somit gelangt man in den Fußstapfen von Kühls Organisationssoziologie am Ende wieder genau an dem Punkt an, von dem die Innovateure der Gewaltforschung unbedingt weg wollten, nämlich bei der falschen Vorstellung, Gewalt ließe sich durch Motive erklären.

Ich will damit nicht behaupten, dass eine organisationssoziologische Herangehensweise wie diejenige Kühls und anderer sich für die Erforschung kollektiven Gewalthandelns nicht als fruchtbar erweisen könnte. Sie könnte das durchaus, auch wenn man dabei – vielleicht! – in Rechnung zu stellen hätte, dass nicht jeder Genozid so planmäßig und »organisiert« ablief wie der Holocaust. Man sollte allerdings vermuten, dass es nicht die von Kühl in Anspruch genommene Organisationssoziologie Luhmanns sein wird, die hier die allertiefsten Einsichten vermittelt, sondern eine, die historisch und kulturell genügend variabel ist, um je unterschiedliche Ausprägungen der Gier von Organisationen und Institutionen differenziert erfassen zu können. Eine Theorie, die das zu leisten vermag, erscheint mir nötig, wenn wir in der Gewaltforschung von der Suche nach den jeweils individuell wirksamen Motiven wegkommen wollen, ohne deshalb jeden Erklärungsanspruch preiszugeben.

Wie weiter? Zur theoretischen Selbstverständigung

Blickt man im Lichte der vorangegangenen Ausführungen zurück auf den Ausgangspunkt meiner Argumentation, so wird man vermutlich meine erste, gewissermaßen konstruktive Anmerkung zur Gewaltforschung wenig überraschend finden. Ist man nämlich tatsächlich der Auffassung, dass Ethnografen nicht nur genaue Beschreibungen, sondern eben auch »Erklärungen« liefern, dann kann die Strategie für eine zukünftige Gewaltforschung nur lauten, dass es ihr darum gehen muss, ihren phänomenologischen Blick stärker als bisher zu schärfen. »Nur weiter so!«, möchte man daher den Innovateuren der Gewaltforschung zurufen. Freilich wäre ein solcher Zuruf – so es denn allein bei einem solchen bliebe – doch eher enttäuschend. Ich will deshalb in diesem letzten Abschnitt auf fünf Punkte aufmerksam machen, deren Berücksichtigung mir geeignet erscheint, der Gewaltforschung neue und, so denke ich, fruchtbare Perspektiven und Fragestellungen zu eröffnen.

Erstens ist, wie oben schon erwähnt, das durch von Trotha angedeutete Versprechen, die Innovateure würden auch die verschiedenen Ordnungsformen je unterschiedlicher Gewalt stärker in den Blick nehmen, von jenen bislang noch nicht zufriedenstellend eingelöst worden. Sicher, Anfänge wurden gemacht, nicht zuletzt durch von Trotha selbst, der unter anderem über

die gewaltsame Konstituierung kolonialer Ordnung schrieb.⁴⁷ Auch aus den Reihen des Hamburger Instituts für Sozialforschung wurden in der Vergangenheit immer wieder entsprechende Vorschläge gemacht, etwa im Rahmen der »Berliner Colloquien zur Zeitgeschichte«, die sich im vergangenen Jahr unter anderem mit dem Thema »Die ersten 100 Tage: Gewalt als soziale Gestaltung« beschäftigten und dabei der Frage nach dem Doppelcharakter der Gewalt als ordnungszerstörender und ordnungstiftender Kraft nachgingen.⁴⁸ Hier gibt es aber naturgemäß noch viel mehr zu tun!⁴⁹

Weniger selbstverständlich, und damit komme ich zu meinem zweiten Punkt, erscheint mir ein anderer Aspekt, der im Ruf »Nur weiter so!« nicht zum Tragen käme. Als besonders anregend haben sich in der Vergangenheit immer wieder Arbeiten erwiesen, die sich durch das Bemühen auszeichnen, literarisch-fiktive mit »realhistorischen« Beschreibungen von Gewalt auf kreative Weise zu verbinden. Ich übertreibe gewiss nicht, wenn ich sage, dass diese Traditionslinie der Gewaltforschung maßgeblich durch die Arbeiten Jan Philipp Reemtsmas geprägt worden ist. Gerade durch seine Arbeiten sollte sich herumgesprochen haben, dass sich literarische Erzählanalyse und sozialwissenschaftliches Beschreiben beziehungsweise Erklären auf erhellende Weise miteinander verbinden lassen. Etwas weniger herumgesprochen haben dürfte sich jedoch vermutlich die Einsicht, dass man Gewalt nicht einfach nur beschreiben kann. Die Rede von der »Krise der ethnografischen Repräsentation«,⁵⁰ so wie sie vor nunmehr drei Jahrzehnten zum Schlagwort in der Ethnologie wurde, sollten auch die Innovateure der Gewaltforschung ernster nehmen als bisher, tun sich hier doch gewichtige Fragen auf: Wie ist das Verhältnis von Beobachter und Täter/Opfer eigentlich zu sehen?⁵¹ Und was genau passiert im Prozess der Verschriftlichung des Beobachteten? Bei der Beantwortung dieser und weiterer Fragen scheint mir noch immer relativ viel Neuland zu erobern zu sein, wobei – das sei hier ausdrücklich noch einmal angemerkt – wahrscheinlich gerade diejenigen Pioniere einen Vorteil haben dürften, denen der Umgang mit literarischen Techniken und Darstellungsformen vertraut ist.

Damit komme ich zu meinem dritten Punkt. Ich glaube hinreichend deutlich gemacht zu haben, dass und warum mir der Begriff des »Gewalt-

47 Trutz von Trotha, *Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des Schutzgebietes Togo*, Tübingen 1994; ders., »Ordnungsformen der Gewalt oder Aussichten auf das Ende«, in: Birgitta Nedelmann (Hg.), *Politische Institutionen im Wandel*, Opladen 1995 (= *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 35), S. 129–166.

48 Vgl. dazu jetzt Jan Philipp Reemtsma, »Machtergreifung als konkrete Utopie oder Was heißt schon »Symbolpolitik««, in: *Mittelweg* 36 25 (2016), 1, S. 79–98.

49 Vgl. etwa Michael Staudigl (Hg.), *Phenomenologies of Violence*, Leiden/Boston 2014.

50 James Clifford, »On Ethnographic Authority«, in: *Representations* 2 (1983), 1, S. 118–146.

51 Friedrich Lenger, »Räume der Rhetorik. Jörg Baberowski entgrenzt die Gewalt«, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 10 (2016), 1, S. 101–106.

Ich war sieben Jahre in Marokko, komme ursprünglich aus Westkamerun. (...) Von den Frauen, die ich getroffen habe, sind viele von den Grenzpolizisten und Militärs sexuell missbraucht worden. (...) Ich habe mal versucht, in die Türkei zu kommen, hatte auch schon alles organisiert, hatte ein Visum und alles. Ich wurde dennoch am Flughafen aufgehalten mit dem Vorwurf, das Visum sei gefälscht. Die haben dann meinen Pass beschlagnahmt, seitdem habe ich keinen Pass mehr. Ich habe dort mal nachgefragt und zur Antwort bekommen, wenn du Sex mit mir machst, bekommst du ihn zurück. (...)

Jeden Tag und jede Nacht denke ich an die toten Kinder, ich habe meine Zwillinge verloren. Eigentlich wäre ich lieber in Kamerun. Es ist mir wichtig zu sagen, dass nicht alle gehen wollen, sondern in einer Zwangssituation die Entscheidung treffen, in die Boote zu gehen.

Migrantin aus Kamerun, in: *afrique-europe interact, Vor den Toren der Festung Europa*

raums« als Analysekategorie eher problematisch erscheint.⁵² Ich bin skeptisch, dass Versuche, *den* Gewaltraum gewissermaßen endgültig zu definieren,⁵³ die soziologische Gewaltforschung wirklich weiterführen werden. Auch hege ich Zweifel, ob man zur Analyse von Gewalt eine noch zu entwickelnde, besonders ausgefeilte Raumtheorie benötigt.⁵⁴ Vielversprechender erscheint mir ein typologisch-vergleichendes Vorgehen, das nach der jeweils spezifischen Qualität von Räumen fragt, in denen sich das Handeln von Akteuren bewegt, und das die spezifischen geografischen Bedingungen untersucht, die in unterschiedlichen Räumen jeweils zum Vorherrschen eines spezifischen Gewalthandelns führen.⁵⁵ Verfolgte man einen derartigen Ansatz, den man in Anlehnung an Foucault als den eines »glücklichen Positivismus« bezeichnen könnte, hätte man es mit Fragen wie den folgenden zu tun: Was passiert in Regionen, in denen Staaten und Imperien aufeinandertreffen? Und wie unterscheiden sich die dortigen Geschehnisse von denen, die sich in Räumen ereignen, wo Imperien und Imperien zusammenstoßen oder in denen Staaten ihre territoriale Kontrolle teilweise an organisierte Banden verloren haben? Welche Typen von *frontiers* kennen wir (etwa im Vergleich Nord- und Südamerikas)? Welche Gewaltformen sind in je unterschiedlichen geografischen Räumen überhaupt möglich und denkbar?⁵⁶ Und welche Gewaltakteure können sich – wiederum in Abhängigkeit von geografischen Gegebenheiten – überhaupt formieren?⁵⁷ Ich denke, eine derartige, die detaillierte Beschreibung ebenso wenig wie die vergleichende Perspektive scheuende Vorgehensweise würde uns bei unseren Erkenntnisbemühungen mehr nützen, als das in seiner Radikalität allzu abstrakte Konzept des »Gewaltraums«. Auf diese Weise – um es ein

52 Meines Erachtens dürfte es ein durchaus lohnendes Unterfangen sein, die häufige, mitunter fast schon inflationäre Verwendung von Raummetaphern in den Sozialwissenschaften und ihre Funktion für bestimmte Theorieansätze näher zu untersuchen. Vgl. in diesem Zusammenhang Wolfgang Lutz, »Vom >Containerraum< zur >entgrenzten< Welt – Raumbilder als sozialwissenschaftliche Leitbilder«, in: *Social Geography* 2 (2007), S. 29–45.

53 Zumal hier dann auch die Gefahr besteht, die Tatsache der Existenz unterschiedlicher Gewaltformen einzuebnen (Hürter, »Gewalt, nichts als Gewalt«, S. 448).

54 »Kultur ist ein verräumlichender Akt, gleichgültig ob es sich um Verstetigung durch Sesshaftigkeit, Eigentumsbildung, Wohnen oder um Nomadisierung, Migration und Obdachlosigkeit handelt.« (Hartmut Böhme, »Kulturwissenschaft«, in: Stephan Günzel [Hg.], *Raumwissenschaften*, Frankfurt am Main 2008, S. 191–207, hier S. 202). Aus dieser kaum zu bestreitenden Feststellung erscheint mir aber nicht zwingend eine Aufforderung zum Nachvollzug eines *spatial turn* zu folgen.

55 Vgl. Sven Chojnacki / Bettina Engels, *Material Determinism and Beyond. Spatial Categories in the Study of Violent Conflict*, Berlin 2013 (= SFB-Governance Working Paper Series, No. 55).

56 Benedikt Korf, »Zur Politischen Ökologie der Gewalt«, in: ders./Schetter, *Geographien der Gewalt*, S. 72–92, hier S. 74.

57 Vgl. Sven Chojnacki / Zeljko Branovic, »Räume strategischer (Un-)Sicherheit: Ein Markt für nicht-staatliche Gewaltakteure und Gelegenheiten für Formen von Sicherheits-Governance«, in: Thomas Risse / Ursula Lehmkuhl (Hg.), *Regieren ohne Staat? Governance in Räumen begrenzter Staatlichkeit*, Baden-Baden 2007, S. 181–204, hier S. 192.

allerletztes Mal zu betonen – gelangte man zwar auch nicht zu einer kausalgesezlichen Erklärung der Gewalt, aber entsprechende, durch aufmerksame phänomenologische Betrachtungen gekennzeichnete Analysen würden unser Verständnis von Gewalt erheblich bereichern und so dann eben doch dazu beitragen, Gewalt jenseits der Unterstellung von Ursache-Wirkungs-Beziehungen oder der Zuschreibung von Motiven zu erklären.

Da ich kein Organisationssoziologe bin und die betreffende Literatur nur teilweise überblicke, formuliere ich meinen vierten Punkt mit einem gewissen Vorbehalt. Aber sofern mich mein Eindruck nicht täuscht, so ist – insbesondere in Texten, die sich mit Fragen des Managements befassen – häufig von Organisationen die Rede, die nicht nur als modern, sondern darüber hinaus auch als in stetigem Wandel befindlich charakterisiert werden. Vom Wandel von *Gewaltorganisationen* und davon, wie sich Akteure in unterschiedlichen Kontexten in Gewaltorganisationen einbinden lassen, habe ich hingegen bislang eher selten gelesen. Mag sein, dass ich zu wenig gelesen habe. Gleichwohl vermag ich an die Unwandelbarkeit von Gewaltorganisationen und ihrer Strukturen nicht recht zu glauben, von der Frage, ob die Gewalt in ihrer Archaik immer gleich bleibt, einmal ganz zu schweigen. Die Formenvielfalt, die Anpassungsfähigkeit und die Funktionsweise von Gewaltorganisationen werfen meines Erachtens zahlreiche Fragen auf, denen nachzugehen sich lohnte. Hier dürfte ein größeres Forschungsfeld liegen, dem sich Historiker und Soziologinnen gemeinsam widmen sollten.

Ich komme zu meinem fünften und letzten Punkt. Von Peter Waldmann stammt ein Aufsatz mit dem etwas sperrigen Titel »Zur Asymmetrie von Gewaltdynamik und Friedensdynamik am Beispiel von Bürgerkriegen und bürgerkriegsähnlichen Konflikten«. Der mittlerweile fast schon »klassisch« zu nennende Text ist unter anderem deshalb wichtig, weil dort, meines Wissens zum ersten Mal, einigermaßen überzeugend herausgearbeitet wird, welche sinnvolle Bedeutung sich dem (zu) häufig gebrauchten Begriff der »Eigendynamik« im Bereich der Gewalt- und Konfliktforschung geben ließe.⁵⁸ Manchen mag der Titel des Aufsatzes unspektakulär vorkommen, aber vermutlich nur dann, wenn man schon zu viel an historischer und sozialwissenschaftlicher Gewaltliteratur konsumiert hat. Tatsächlich verhandelt Waldmann in dem Text gewichtige, aber viel zu oft vernachlässigte Fragen, die für eine an der weiteren Entwicklung ihres begrifflichen Instrumentariums ebenso wie an der Aufklärung ihres Gegenstandsbereichs interessierte Gewaltforschung von grundlegender Bedeutung sind: Was meinen wir eigentlich, wenn wir von Gewalt als einem »Prozess« reden und diesem wahlweise auch noch eine »Dynamik« beziehungsweise eine »Eigendynamik« zuschreiben? Welchen theoretischen Mehrwert hat es, »bloße« Ge-

⁵⁸ Peter Waldmann, »Zur Asymmetrie von Gewaltdynamik und Friedensdynamik am Beispiel von Bürgerkriegen und bürgerkriegsähnlichen Konflikten«, in: Heitmeyer/Soeffner (Hg.), *Gewalt*, S. 246–264.

waltprozesse von »dynamischen« Gewaltprozessen zu unterscheiden und beide ihrerseits noch einmal von »eigendynamischen« Gewaltprozessen abzugrenzen? Und gibt es eventuell auch Formen von Gewalt, die sich der Einordnung in die Prozesskategorie entziehen? Die Problematisierung dieser scheinbar selbstverständlichen, bei näherem Hinsehen aber keineswegs immer aussagekräftigen Begriffe ist wichtig, wenn diese uns nicht nur als rhetorische Lautverstärker, sondern als brauchbare Instrumente sozialwissenschaftlicher Analyse dienen sollen. Den verlorengegangenen Sinn für die Notwendigkeit begrifflicher und kategorialer Klärungen neuerlich zu wecken und entsprechende Arbeiten anzustoßen scheint mir eine Aufgabe, der sich die Gewaltforschung – und ich spreche hier auch für »meine« Institution, das Hamburger Institut für Sozialforschung – in Zukunft verstärkt widmen sollte. Denn eines scheint mir offensichtlich: Nicht alle gewaltvollen Auseinandersetzungen, vermutlich sogar die wenigsten, sind »eigendynamisch«. Peter Waldmann hat in der hier zu führenden Debatte einen Anfang gemacht, Stefan Deißler hat sie fortgesetzt – und andere werden hoffentlich noch folgen.⁵⁹ Um hier Fortschritte zu erzielen, braucht es die intensive Zusammenarbeit von Historikerinnen und Soziologen, Politologinnen und Anthropologen, weil nur typologische und vergleichende Analysen uns dabei helfen können, zu erklären, warum manche Kriege und Bürgerkriege schnell zu einem Ende kommen, während andere schier ewig dauern, und warum manche sich steigern, während wieder andere in eine Art Stop-and-go-Modus zu verfallen scheinen.

Die Liste der von mir hier nur skizzierten und knapp erläuterten Desiderata erhebt selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Mit meinen Ausführungen verbinden sich auch keine programmatischen Ansprüche, schon gar nicht schulbildende Absichten. Sie verstehen sich vielmehr als Anregungen, die der theoretischen Selbstverständigung dienen. Sie sollen dazu beitragen, neue Perspektiven für zukünftige Arbeiten auf dem Gebiet der Gewaltforschung zu eröffnen und die Diskussion über deren begriffliche und methodische Grundlagen ebenso wie über ihre Erkenntnisinteressen und -potenziale voranzubringen. Es gibt genug zu tun. Machen wir uns an die Arbeit.

*Wolfgang Knöbl, Soziologe, ist Direktor des Hamburger Instituts für Sozialforschung und Professor für Politische Soziologie und Gewaltforschung an der Leuphana Universität Lüneburg.
Direktor@his-online.de*

⁵⁹ Vgl. Stefan Deißler, *Eigendynamische Bürgerkriege. Von der Persistenz und Endlichkeit innerstaatlicher Gewaltkonflikte*, Hamburg 2016.